



© Sudokt / Dreamstime

Nach dem Einsatz muss das Endoskop desinfiziert werden.

Auf den Punkt

«Der Bericht von Swissmedic vermittelt ein falsches Bild»

Hygiene Die korrekte Aufbereitung chirurgischer Instrumente und anderer Medizinprodukte ist entscheidend für die Patientensicherheit. Doch laut einem Bericht von Swissmedic halten sich viele Spitäler nicht an die Vorschriften. Der Spitalhygieniker Walter Zingg stimmt dem Heilmittelinstitut zu, dass Verbesserungen nötig sind. Dennoch kritisiert er den Bericht.

Interview: Eva Mell

Walter Zingg, Swissmedic hat Spitalinspektionen durchgeführt und dabei verschiedene Mängel bei der Aufbereitung und Instandhaltung von Medizinprodukten festgestellt. Haben die Ergebnisse Sie als Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Spitalhygiene (SGSH) überrascht?

Wir wussten, dass die Vorgaben von Swissmedic nicht in allen Spitälern zu 100% umgesetzt werden. Es war also vorauszusehen, dass einige Spitäler das Niveau nicht erfüllen können.

Swissmedic hat vor allem fehlende Ressourcen bemängelt, zum Beispiel zu wenig qualifiziertes Personal. Allerdings gibt es keine Aussage darüber, ob die aufbereiteten Medizinprodukte letztlich die Patientensicherheit gefährdet haben. Was nehmen Sie nun mit aus dem Bericht?

Einerseits ist es gut, dass der Bericht da ist. Dadurch erhöht sich der Druck auf die Spitäler, bei diesem Thema vorwärts zu machen. Vor allem bei der Aufbereitung der flexiblen Endoskope ist das nötig. Das Prozedere war in diesem Be-

reich lange Zeit kaum standardisiert, und das wollen wir so nicht mehr. Die Aufbereitung soll von geschultem Personal gemacht werden. Die Spitäler sind unterwegs, aber sie sind oftmals noch nicht da.

Und andererseits?

Auf der anderen Seite ist der Bericht misslungen, weil er ein falsches Bild vermittelt. Die Autoren beschreiben zunächst, wie viele Beobachtungen pro Spital gemacht wurden und wie viele kritische Abweichungen es gab.

Die Rede ist zum Beispiel von durchschnittlich 12,8 Beobachtungen im Bereich der Zentralsterilisationen. Die Anzahl kritischer Abweichungen betrug dort im Durchschnitt 1,4.

Genau. Als nächstes aber werden Balkenfiguren gezeigt, die Aussagen über Abweichungen machen. Diese Balken beziehen sich nicht auf alle Beobachtungen, sondern nur auf die, in denen es tatsächlich Abweichungen gab. Das ist allerdings

Spitalinspektionen

Swissmedic ist die zentrale schweizerische Überwachungsbehörde des Bundes für Heilmittel. Die Behörde führte 2021/22 Inspektionen in 35 Schweizer Spitälern durch, um die Aufbereitung und Instandhaltung von Medizinprodukten zu überprüfen. Die konstatierten Mängel betrafen vor allem personelle und räumliche Ressourcen, aber auch Prozesse und Qualitätsmanagementsysteme. Der ganze Bericht ist hier zu lesen: <https://bit.ly/3OzkbES>

nicht gut ersichtlich. Für den Betrachter entsteht der Eindruck, dass es bei allen Beobachtungen Mängel gab. Die Alarmglocken schrillen dann natürlich. Die Medienkommentare, die es danach gab, spiegeln, dass man den Bericht schlecht verstehen kann. Letztlich geht es aber immer auch um Risikoabschätzung. Nicht alles, was nicht 100% korrekt ist, stellt für den Patienten eine unmittelbare Gefahr dar.

Swissmedic will künftig jährlich 10% der Schweizer Spitäler kontrollieren statt bisher 5%. Ist das die richtige Strategie?

Ja. Wahrscheinlich ist es die richtige Strategie. Es stimmt nachdenklich, dass es den Druck von aussen geben muss, damit etwas passiert. Wir Spitalhygieniker führen die Diskussionen rund um die Aufbereitung der Medizinprodukte schon seit vielen Jahren in den Spitälern, verfolgen hier aber einen risikobasierten Ansatz. Das heisst, wir versuchen, die Risiken zu verstehen und primär dort aktiv zu werden, wo das höchste Risiko für die Patientensicherheit besteht.

Woran liegt es, dass derzeit zu wenig in den Spitälern geschieht?

Die Kompetenzen sind nicht klar geregelt. Chirurgen, Pneumologen, Urologen, Gastroenterologen, sie alle und noch weitere Fachbereiche führen Interventionen mit Medizinprodukten durch, die danach wieder aufbereitet werden müssen. Die Aufbereitung zu zentralisieren ist herausfordernd, wenn so viele Menschen mitreden.

Müssen sich jetzt die Klinikleitungen einbringen?

Wahrscheinlich wird das Thema zur Chefsache. Die Leitungen müssen das Ganze organisieren. Ich denke nicht, dass wir nun neue und detailliertere Richtlinien brauchen. Wir müssen anwenden, was es schon gibt. Die Prozesse in den Spitälern müssen angepasst und die Leute geschult werden. Wir von der Gesellschaft für Spitalhygiene sind wie Swissmedic der Meinung, dass es Handlungsbedarf gibt. Aber ich möchte betonen: Die Patientinnen und Patienten sind nicht akut gefährdet.



PD Dr. med. Walter Zingg

Leitender Arzt, Klinik für Infektionskrankheiten und Spitalhygiene am Universitätsspital Zürich, Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Spitalhygiene

Persönlich

Thibaut Desmettre ist Leiter der Notfallabteilung in Genf



Prof. Dr. med. Thibaut Desmettre

HUG Prof. Dr. med. Thibaut Desmettre leitet seit dem 1. Mai die Notfallabteilung des Universitätsspitals Genf (HUG). Er tritt die Nachfolge von Professor François Sarasin an, der im Herbst in den Ruhestand gehen wird. Thibaut Desmettre spezialisierte sich am Universitätsspital in Lille auf Pneumologie und Intensivmedizin. Er arbeitete am Centre Hospitalier Général de Béthune (Pas-de-Calais), wo er von 2000 bis 2003 Chefarzt der Abteilung für Reanimation war. Anschliessend wechselte er nach Besançon. Dort war er ebenfalls als Chefarzt tätig und leitete von 2019 bis 2023 die Notfallabteilung, SAMU, medizinische Reanimation. Desmettre erhielt 2020 einen EU-Fonds für die Forschung zu einem System Künstlicher Intelligenz für die medizinische Notfallregulierung (SIA REMU).

José Oberholzer übernimmt Vorsitz der Viszeralchirurgie in Zürich



Prof. Dr. med. José Oberholzer

USZ Prof. Dr. med. José Oberholzer leitet ab Juni das Departement für Viszeral- und Transplantationschirurgie am Universitätsspital Zürich. Zugleich übernimmt er die Führung der Sektion Hepatopankreatobiliäre (HPB) Chirurgie und Transplantationschirurgie. Der Universitätsrat hat José Oberholzer seinerseits zum Lehrstuhlinhaber ernannt. Oberholzer studierte in Freiburg und Zürich Medizin und schloss 1998 den Facharzttitel in Chirurgie ab. Am Universitätsspital Genf leitete er bis 2002 das Inselzelltransplantationsprogramm. Danach war er in Kanada und den USA tätig, wo er ab 2007 der Abteilung Transplantationschirurgie am University Hospital of Illinois in Chicago vorstand. Daneben erlangte er 2013 einen Master of Science in Health Care Management.

Kanton Luzern hat eine neue Gesundheitsdirektorin



Michaela Tschuor

Luzern Das Gesundheits- und Sozialdepartement des Kantons Luzern erhält eine neue Vorsteherin. Michaela Tschuor tritt ab Anfang Juli die Nachfolge von Guido Graf an, der auf eine erneute Kandidatur verzichtet hat. Tschuor wurde im April neu zur Regierungsrätin gewählt und ist promovierte Juristin. Ihr Amt als Kantonsrätin gibt sie Mitte Juni ab. Die 45-Jährige arbeitet seit 2014 als Mitglied der Klinikleitung der Tierklinik Mittelland, wo sie für Personalwesen und für Compliance zuständig ist. In der Vergangenheit war Tschuor Mitglied der Parteileitung der Mitte Kanton Luzern und als Vizepräsidentin aktiv.

Aus der Wissenschaft

Fäkalienkügelchen gegen Darminfektionen

Mikrobiota Ein Team der Universität Genf hat in Zusammenarbeit mit dem Universitätsspital Lausanne eine neue Methode zur Verkapselung von Fäkalbakterien entwickelt. Damit soll die schwere Darminfektion *Clostridio-ides difficile* behandelt werden können. Denn die etwa zwei Millimeter grossen, oral einzunehmenden Kügelchen könnten die Transplantation von fäkalen Mikrobiota ersetzen. Die Kügelchen haben den Vorteil, dass sie die gleiche Menge an lebenden Bakterien enthalten, wie die derzeit verschriebenen Kapseln, jedoch mit einem zehnmal kleineren Volumen. Das Forscherteam mischte Fäkalien mit Alginat, also mit Zuckern oder Biopolymeren, die aus Braunalgen gewonnen werden. Diese «Mix» wurde tropfenweise in Wasser mit Kalziumchlorid getaucht, wodurch die Tropfen geliereten. Das darin enthaltene Wasser wurde dann durch Gefriertrocknung extrahiert. So entstehen kleine, feste Kügelchen, die die Bakterien bis in den Darm befördern können. Die Technologie muss noch klinisch getestet werden. Die Studie wurde im *International Journal of Pharmaceutics* veröffentlicht.

DOI: 10.1016/j.ijpharm.2023.122961

Erfolgreiche Therapie bei Wurmparasiten

Infektionen Ein neues Arzneimittel erweist sich bei der Behandlung von Wurminfektionen beim Menschen als hochwirksam. Forschende des Schweizerischen Tropen- und Public-Health-Instituts (Swiss TPH) haben den Wirkstoff Emodepsid im Rahmen einer Studie an Menschen eingesetzt, die mit bodenübertragenen Helminthen infiziert waren. Mit der niedrigsten Dosis (5 mg) konnten 85% der mit dem Peitschenwurm infizierten Personen geheilt werden, so Studienautor Emmanuel Mrimi. Eine auf 15 mg erhöhte Gabe von Emodepsid bewirkte bei allen Personen eine erfolgreiche Therapie. Mit den bisherigen Medikamenten ist eine effiziente Behandlung von Peitschenwurm-Infektionen nicht möglich. Weltweit sind mehr als 1,5 Milliarden Menschen mit mindestens einem Wurmparasiten infiziert. Das Swiss TPH wird nun mit einem Partner aus der Arzneimittelbranche an der weiteren Entwicklung des Medikaments arbeiten.

DOI: 10.1056/NEJMoa2212825

Vermischtes

Universitätsspitäler schreiben tiefrote Zahlen



Im Minus trotz grosser Nachfrage: Die Unispitäler pochen auf kostendeckende Tarife.

Finanzkollaps Die fünf Universitätsspitäler der Schweiz rechnen für das laufende Jahr mit einem Defizit von bis zu 300 Millionen Franken. Dies gaben Vertreterinnen und Vertreter der Unispitäler Bern, Basel, Genf, Lausanne und Zürich in einer gemeinsamen Erklärung bekannt. Bereits 2022 habe der kumulierte Verlust über 200 Millionen Franken betragen, nun drohe der finanzielle Kollaps. Zu Mehrausgaben tragen demnach in diesem Jahr Lohnanpassungen beim Personal, steigende Energiepreise und die Teuerung bei. Zudem könnten viele Universitätsspitäler aufgrund des Mangels an qualifiziertem Personal nicht mehr alle Betten betreiben. Die Situation sei paradox: Zwar liessen sich viele Patientinnen und Patienten behandeln,

allerdings seien die Tarife nicht mehr kostendeckend. Vielmehr seien bei den ambulanten Leistungen einzelne Vergütungen weiter reduziert worden. Angesichts der prekären finanziellen Situation fordern die Institutionen als Sofortmassnahme eine Erhöhung der Tarife. Ohne eine Anpassung der Preise seien die Trägerkantone bald gezwungen, finanzielle Massnahmen zur Stützung und Sanierung der Spitäler zu planen. Die Universitätsspitäler kündigen ausserdem eine drastische Konsequenz an: Können man sich bis Mitte Jahr mit den Verhandlungspartnern nicht auf kostendeckende Tarife einigen, drohen die Institutionen damit, die bestehenden Tarifverträge flächendeckend zu kündigen.

Zitat der Woche

«Vier von zehn Assistenz- und Oberärztinnen und -ärzten fühlen sich häufig oder sogar meistens erschöpft. Die Arbeitsbedingungen müssen dringend verbessert werden.»

Dr. med. Angelo Barrile

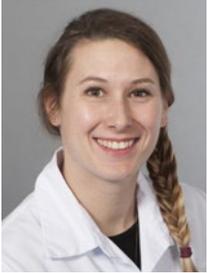
Präsident des Verbands Schweizerischer Assistenz- und Oberärztinnen und -ärzte über das Resultat der neusten Mitgliederbefragung (Umfrage unter: bit.ly/3MOaSjj)



© Nicolas Zonvi

Kopf der Woche

Aggressive Lymphome bekämpfen



© HUG

Dr. med. Noémie Lang

HUG Eine Million Franken: Dr. med. Noémie Lang, Onkologin am Universitätsspital Genf, ist die erste Gewinnerin des Stipendiums der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für Klinische Krebsforschung (SAKK). Die junge Oberärztin und Nachwuchsforscherin will mit ihrem Team eine Studie über Lymphome durchführen, die das zentrale Nervensystem befallen. Lang fühlt sich geehrt: «Der Award ist eine aussergewöhnliche Auszeichnung und eine Botschaft der Hoffnung für alle Patienten, die gegen diese Krankheit kämpfen.» Sie sieht ihn auch als einen Schritt nach vorne, um die Sichtbarkeit von Frauen im akademischen Bereich zu verbessern.

Die klinische Studie zielt darauf ab, das Eindringen des Lymphoms in die Hirnhäute, das Rückenmark und das Gehirn frühzeitig zu erkennen. Während der zerebro-meningeale Lymphombefall eher selten ist (2–5% der Fälle), beträgt die Überlebensprognose der Erkrankten nur wenige Monate. «Es ist von grösster Bedeutung, die Erkennungsrate zum Zeitpunkt der Diagnose zu verbessern, da die üblichen Techniken wie Zytologie oder Durchflusszytometrie unzureichende Nachweisgrenzen von 10 bis 50% haben.»

Möglich machen könnte das die Messung der von den Tumorzellen freigesetzten Tumor-DNA, die durch Gense-

quenzierung in der Gehirn-Rückenmarks-Flüssigkeit gewonnen wird. Noémie Lang und ihr Team gehen davon aus, dass durch diese Messung ein lymphatischer Befall bei asymptomatischen Personen in einem früheren Stadium erkennbar sein könnte als mit herkömmlichen Techniken.

Wenn die Hypothese bewiesen ist, geht es anschliessend darum, die Behandlungsstrategie je nach Befund anzupassen und innovative und wirksamere Ansätze zur Behandlung der zerebralen Meningitis zu verwenden. «So könnte man besser unterscheiden, welche Patienten eine intensivere Behandlung benötigen, und damit ihr Risiko eines erneuten Auftretens von Zerebromeningitis verringern und ihre Überlebenschance verbessern. Gleichzeitig könnte man jenen, die keine Behandlung benötigen, potenzielle Toxizitäten ersparen», erklärt die junge Forscherin. Sie konzentriert sich auf die aggressivsten Lymphome, da diese das grösste Risiko für eine Tumorausssaat auf zerebro-meningealer Ebene haben.

Noémie Lang erhielt 2016 ihren Facharztstitel in medizinischer Onkologie. Sie hat sich seit 2017 auf den Bereich der Onkohämatologie spezialisiert, indem sie einen europäischen Kompetenznachweis erbrachte. Ihre Forschungstätigkeit begann 2019 am Princess Margaret Hospital in Toronto.

Aufgefallen



© Aron L. / Unsplash

Warnung Die Weltgesundheitsorganisation WHO rät davon ab, zur Gewichtskontrolle auf zuckerfreie Süsstoffe zu setzen. Zwar kann der Konsum kurzfristig dabei helfen, abzunehmen, bei längerer Verwendung steigt aber die Wahrscheinlichkeit einer Gewichtszunahme und von Adipositas. Bei Erwachsenen lässt sich bei langfristigem Verzehr zudem ein erhöhtes Risiko für Typ-2-Diabetes und Herz-Kreislauf-Erkrankungen feststellen.